Volkswirthschaftliche Zeitfragen,
Vorträge und Abhandlungen
herausgegeben von
der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin
und
der ständigen Deputation des Kongresses Deutscher Volkswirthe.
Heft 45.
(Jahrgang 6, Heft 5.)

DER MODETEUFEL.

VORTRAG

VON

JULIUS LESSING.

BERLIN.
VERLAG VON LEONHARD SIMION.
1884.

Bei einem Theil der Auflage des vorigen Doppelheftes steht die falsche Bezeichnung: Heft 43 (Jahrgang 6, Heft 1/2); es muss heissen **Heft 43/44 (Jahrgang 6, Heft 3/4.)**

DER

MODETEUFEL.

VORTRAG

VON

JULIUS LESSING.

BERLIN.
VERLAG VON LEONHARD SIMION.
1884.


STADT-BIBLIOTHEK
KÖNIGSBERG i. Pr.


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Wenn man heutzutage versucht, die merkwürdige Erscheinung, die Mode, in einem Bilde zu verkörpern, so führt man uns eine möglichst anmuthige Göttin vor in der Blüthe ihrer Jahre, umgaukelt von blumenstreuenden Genien, Amoretten mit goldenen Spiegeln, Schmetterlingen, Tauben, allem, was süſs und zart erscheint. Aber als Gegenstück dieses holden Genius lugt aus alter Zeit heraus uns ein unholder Dämon entgegen, der Modeteufel. Man möchte sich fragen, ob man berechtigt ist, von diesem Dämon noch zu reden, ob nicht die heitre Göttin endgiltig den Sieg errungen hat; aber wir alle wissen, daſs bis in unsere Tage hinein immer wieder von Zeit zu Zeit die Stimme der Propheten erschallt: laſst Euch nicht von dem Teufel der Mode umgarnen, es ist ein Teufel und bleibt ein Teufel! Man ist also doch wohl verpflichtet, sich diesen Unhold wieder einmal etwas näher anzusehen und sich zu fragen:

Woher er kam der Fahrt
Und was sein Nam und Art.

In der klassischen Abgränzung und Benamsung als Modeteufel stammt er nicht etwa aus Paris oder sonst einer der groſsen babylonisch verrotteten Städte, seine Wiege stand an urdeutscher Stelle, in Rothenburg ob der Tauber, allen romantisch gestimmten Herzen jetzt so theuer. Dort erschien im Jahre 1675 ein Büchlein unter dem schönen Titel: «Der à la mode Teufel. Nach der heutigen Hoffarth an Kleydern, Haaren, Schminken, Entblöſsen und Mannichfaltigkeit und Abscheulichkeit: der Entschuldigungen Nichtigkeit und Abstellung Nothwendigkeit vorgestellet von Johannes Ludovico Hartmanno, der heiligen Schrift Doctor» etc.

Dieses Büchlein ist recht lesenswerth, denn es ist immerhin schon erstaunlich, dafs zwei Jahrhunderte über die Welt hingehen konnten, ohne dafs in den Verhältnissen der Mode, welche so ganz dem jeweiligen Augenblick anzugehören scheinen, erhebliche Aenderungen vorgegangen wären. Wenn man dieses Buch liest, wird man sich fragen, wozu überhaupt die neuen Moralprediger neue Bücher zusammeneifern, da sie kaum etwas Anderes nöthig hätten, als aus den Werken des Doctor Hartmannus und seiner Zeitgenossen die einzelnen Stellen ohne weiteres abdrucken zu lassen. Da heifst es gleich auf der dritten Seite: «Das Frauenzimmer ist nicht zufrieden mit des Leibes Proportion, wie sie der getreue Gott erschaffen und gebildet, sondern mufs wider die natürliche Konstitution eingekleidet, geschnürt und gerattelt werden.» Dann heifst es weiter: «Die Leibstücke Rock und Uebriges müssen nicht allein aus den theuersten Waaren, sondern auch auf die recht fremde ausländische à la mode und seltsame Teufelsart verfertiget werden.» Dafs das «Sünden und Greuel» sind, versteht sich von selbst. Dann wird gepredigt, »was für wüste, unordentliche, abscheuliche, leichtsinnige Veränderungen der prächtigen Kleidermanier fast alle Jahr sich finden.» Natürlich ergehen diese Vorwürfe nicht nur gegen die Tracht, am wenigsten nur gegen die weibliche Tracht, sondern sie gehen gegen die ganze Lebensführung: «à la mode gehet man, à la mode gedenket man, à la mode redet man, à la mode lebt man und à la mode holt einen schliefslich der Teufel.» Dann wird auch schon gesprochen von den «neumodischen Fasonen und Mustern.» Dann geht es weiter — und das ist ein Hauptpunkt innerhalb dieser ganzen älteren Litteratur — «man achtet weder Standesgebühr noch Herkommen noch Unterschied der Zeit, befleifsigt sich leichtfertiger fremder Neuerungen und verwirft alte ehrbare Trachten.» Das letztere ist auch ein stehender Punkt: immer gilt die Tracht der letztverflossenen Zeit als die alte und ehrbare, immer die neue als die leichtfertige und verwerfliche. Dann findet sich auch schon, und das ist sehr bemerkenswerth, die Klage über die schlechten Stoffe, welche wir gewöhnlich mit dem schnellen Modenwechsel unserer Zeit in Zusammenhang bringen; wir hören bereits im Jahre 1675: «Früher . . . hat man gespart, jetzt wird alles an lose betrügliche verfaulte und verlogene Faserey Sammet und Seidengewand gelegt. Das fällt

weg und umb ein Jahr zwei oder drey ist's gar dahin.» Fragt man nun, wie sich denn das Frauenzimmer entschuldigt, so heifst es: «Mein Stand bringts mit sich, man mufs sich ja reputirlich halten.» Schliefslich wird das ganze Sündenregister des Modeteufels zusammengestellt, es wird sehr ernsthaft philosophisch untersucht, was für eine wunderliche Sorte von Krankheit dies sei, und der gelehrte Herr kommt zu dem Schlufs, die Modesucht sei eine Abart der Hoffahrt, ein geistiger Krankheitszustand, er nennt sie morbus animi complicatus, eine Seelenkrankheit von komplicirter Beschaffenheit. Das ist sie allerdings.

Dieses Buch, von dem Doctor der heiligen Schrift Hartmanno, ist aber nur eines von vielen. Das Wort Modeteufel fand ich, so weit ich habe zurücksehen können, zum ersten Male im Jahre 1629 und zwar im Zusammenhang mit einem Werkchen, welches innerhalb dieser ganzen Litteratur das bekannteste ist, gerichtet gegen die Pluderhosen der Landsknechte, welche es dahin brachten, bis zu 99 Ellen Zeug in eine Pluderhose hineinzuarbeiten. Gegen dieses Unwesen wendete sich der moralische Eifer der Geistlichkeit, und Andreas Musculus schrieb 1556 das Buch, das noch bis heute ob der eigenthümlichen Kernigkeit seiner Sprache als Muster damaliger Streit-Schriften citirt wird. Dieses Buch vom «zerpluderten Zucht und Ehrverwegenen pludrigten Hosenteufel Vermahnung und Warnung» wurde noch zu einer Zeit, als die Mode ganz verschollen war, im Jahre 1629, wieder aufgelegt, und da wird auf dem Titel der Hosenteufel bezeichnet als «des jetzigen weltbeschreyten verachten und verlachten al modo Kleiderteuffel Altvattr».

Wir kennen also selbst die Familiengeschichte unseres Modeteufels. Sein Name lautet zuerst in italienischer Form der al modo Kleiderteufel, dann französirend der à la mode Kleiderteufel, schliefslich einfach der Modeteufel.

Unsere aufgeklärte und ungläubige Zeit hat «Teufel» fallen lassen, wir sprechen auch nicht mehr von à la mode, wir begnügen uns mit «Mode».

Das Schelten auf neu eingeführte Kleidertrachten ist aber sehr viel älter, als diese kuriosen Büchlein des 17. Jahrhunderts. So weit wir zurückblicken können in die Kulturgeschichte aller Zeiten, aller Völker, gewahren wir dieselbe Erscheinung, die uns verschiedenartige Spuren hinterlassen hat. Die Griechen hatten

Kleidergesetze, die gegen Ausartungen steuern sollten; bei den Römern führt zur Kaiserzeit der steigende Luxus zu langen Reihen von Verordnungen, besonders wurden gegen das Tragen der Seide ausführliche Verbote erlassen; in den Büchern der Kirchenväter finden sich wieder und immer wieder Verwarnungen gegen neu aufkommende Kleidersitten; Karl der Grofse lebte in einer Art von dauerndem Kampf gegen die neuen Moden, es giebt eine Menge Geschichten, wie er das nordische Pelzwams zu vertheidigen suchte gegen das Eindringen der leichtfertigen bunten Jäckchen seiner verwelschten Höflinge. Im zehnten Jahrhundert treffen wir bereits eine Klage, die wörtlich ausgeschrieben scheint aus den neuesten Bröschüren. «Die Frauenkleider», heifst es da, «seien so eng, dafs die Formen scharf heraustreten, sodafs der Körper gleichsam offen und ohne Scham gesehen werde.» Auch aus dem 15. Jahrhundert haben wir eine Klage, die Kleider würden so eng getragen, dafs Männer und Frauen sich nicht allein anziehen könnten, sondern besonderer Hilfe bedürften. Sehr wichtiges Material giebt uns die Limburger Chronik aus dem 14. Jahrhundert, die fast Jahr für Jahr von einem Wechsel der Trachten zu berichten weifs. Im Jahre 1380, also in der Blüthe des Mittelalters, das wir uns so ehrbar, so fest gegliedert in allen seinen Sitten vorzustellen belieben, wird geklagt: «Wer heuer», — also in dem laufenden Jahre — «war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich dieser Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit.» Für die Periode des 14., 15. und 16. Jahrhunderts häuft sich für das Studium des Trachtenwechsels das Material fast unüberwindlich auf. Luxusgesetze werden erlassen in allerkürzesten Zwischenräumen, in jedem Lande, in jedem Ländchen, in jeder Stadt. Wenn sich die Mafsnahmen der Obrigkeit als ganz wirkungslos erweisen, so thun sich gelegentlich freiwillige Adelsverbände gegen die Ausschreitungen im Kleiderwesen zusammen. Im Jahre 1480 erlebt man es sogar, dafs ein einzelnes Kleidungsstück, der spitze Schuh, bekämpft werden mufs durch eine feierliche Bannbulle des heiligen Vaters.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an sind es vornehmlich die Geistlichen und besonders die evangelischen Geistlichen, die gegen die Mode zu Felde ziehen. Jeder der würdigen Prediger

und Gesetzgeber behauptet, dafs er nur gegen die Ausartungen der Mode ankämpft, aber bei einiger Prüfung erkennt man unschwer, dafs diese Bücher, diese Luxusvorschriften eigentlich gegen jede neu eintretende Mode als eine Ausartung loseifern. Der fortwährende Wechsel der Kleidertracht, die hiermit verbundene Verschwendung und Hoffahrt erscheinen an sich sündhaft, und so fühlen sich die Geistlichen berufen, mit Wort und Schrift gegen diese Werke des Teufels einzuschreiten. Wir haben bereits Proben des einen dieser Bücher gegen den Modeteufel gegeben, die andern unterscheiden sich in keinem wesentlichen Zuge von demselben. Bemerkenswerth ist noch, dafs vor allem gekämpft wird gegen die Verwischung der Standesunterschiede. Die Fürsten trügen sich wie die Könige, die Grafen wie die Fürsten, die Freiherren wie die Grafen u. s. w., besonders aber die Bürger wie der Adel. Man erkenne nicht mehr, wefs Standes der Einzelne sei, und selbst die gewohnten Unterschiede in der Tracht der Frauen, Jungfrauen und Wittwen würden verwischt. Hierin sieht der Geistliche eine Gefahr für die staatliche Gliederung der Gesellschaft neben der sittlichen Gefährdung des Einzelnen. Die Kampfesmittel sind fast überall dieselben, es werden vornehmlich aus der biblischen Geschichte die Beispiele vorbildlicher und abschreckender Art angezogen. Streitet man gegen die langen Haare, so wird an Absalon erinnert, und weifs man nicht weiter zu argumentiren, so thut sich zum Schlufs die Hölle mit allen Teufeln auf, um diejenigen zu verschlingen, welche den Worten des Dieners der Kirche nicht willfahren. Daneben klingt allerdings auch schon der patriotische Unwille an, der sich gegen das Eindringen und gedankenlose Nachahmen des Fremden richtet.

Wenn wir eines Beweises dafür bedürften, dafs diese Moralpredigten keine ernstliche Wirkung hatten, so würde uns der Umstand genügen, dafs sie sich fortwährend wiederholen genau so wie Luxusgesetze und ähnliche Vorschriften. Nicht ohne stilles Lächeln wird man bei der Durchsicht einer gröfseren Reihe solcher Schriften wahrnehmen, wie jedesmal das Alte, Bestehende gerühmt wird gegen das neu Eindringende, und wie doch dieses «Alte» nichts anderes ist, als das Neue, das ein Jahrzehnt zuvor mit allen Flammenruthen der Beredsamkeit in die Hölle gepeitscht wurde. Ist einmal eine Tracht, sei sie noch so thöricht, von allen Theilen der Gesellschaft ange-

nommen, so wird sie in den Augen der älteren Leute ehrwürdig. Die Geistlichkeit selbst setzte sich schliefslich die Allongeperrücke auf, gegen welche sie den Kampf geführt hatte bis an die Stufe des päpstlichen Thrones heran, welche geschildert wurde als im härtesten Widerspruch mit der Tugend und guten Sitte, im Widerspruch mit der einfachen Natur und sogar im Widerspruch mit den heiligen Vorschriften der Kirche in Sachen der Tonsur; aber dennoch siegte die Perrücke über alle Bedenken, der Tonsur zu Ehren erfand man eine kleine Klappe auf der Mitte des Kopfes, und schliefslich trug die Geistlichkeit die Allongeperrücke als «altehrwürdige» Tracht, nachdem sie von der übrigen Gesellschaft bereits verlassen war, und es gab dann sogar erbitterte Kämpfe gegen junge Kandidaten, welche es wagten, in ihrem eigenen Haar zu erscheinen und dadurch zeigten, dafs sie in verderblicher neuernder Weise ihrer körperlichen weltlichen Eitelkeit zu fröhnen gedachten. Dasselbe Spiel wiederholte sich im vorigen Jahrhundert mit dem Reifrock. Länger als ein Jahrzehnt eiferte die Geistlichkeit mit Aufgebot aller himmlischen und höllischen Mächte gegen das Ungethüm, dem der Eintritt in die Kirche und den Beichtstuhl versagt wurde, und schliefslich kam es so weit, dafs die Pastorsfrau für sich zwei Plätze statt des einen bis dahin gebräuchlichen in der vordersten Reihe beanspruchte, um ihren Reifrock zur vollen Entfaltung bringen zu können.

Alle diese Schriften der Geistlichen und Moralprediger berühren die für uns wichtigen Gesichtspunkte der ganzen Frage fast gar nicht, sie halten sich lediglich an das Ereignifs des Tages, und haben für uns jetzt eine Bedeutung, an welche ihre Verfasser gewifs am wenigsten gedacht haben, sie treten für uns an Stelle der damals noch nicht vorhandenen Modejournale als sicherste Quelle für die allgemeine Weiterentwickelung des Trachtenwesens.

In vollem Gegensatz zu dieser zelotischen Litteratur steht die moderne Betrachtung des Kleiderwesens, die sich anschliefst an die historische Behandlung, welche die moderne Wissenschaft allen Theilen des Kulturlebens angedeihen läfst. Ebenso wie wir in der Architektur, Plastik und Malerei, in der Sprache und Litteratur eines Volkes und einer Zeit die eigenartige Verkörperung des Ideeninhalts der bestimmten Periode erkennen,

also nichts Willkürliches, sondern eine geschichtliche Nothwendigkeit, die sich auf den verschiedenen Gebieten im unlöslichen Zusammenhang folgerichtig vollzieht, ebenso erscheinen uns jetzt auch die Formen des täglichen Lebens und damit das ganze Kleiderwesen als ein Nothwendiges, als ein organisch Gewachsenes, über das wir nicht zu rechten haben, sondern dessen Gründe, dessen Entstehen, Wachsen und Vergehen wir historischen Sinnes zu erforschen verpflichtet sind. Diese Auffassung hat die moderne Wissenschaft und selbst die weitesten Kreise der Gebildeten vollständig durchdrungen. Niemand von uns wird jetzt noch die Tracht einer bestimmten Zeit als Spiel einer zufälligen Laune ansehen. Das leicht gefältelte griechische Gewand erscheint uns als der lebendige Spiegel des Volkes von lichter Schönheitsfreude; wir empfinden die ernste geschlossene Tracht der Reformationszeit als den treuen Ausdruck jener Zeit männlich kraftvollen Ringens; mit der steifen Grandezza spanischer Tracht verbinden wir die Vorstellung des eingeschnürten, verknöcherten Wesens, welches die Blüthe der Reformationszeit vernichtete, und im kräftigen Gegensatz dazu erscheint uns bei den Niederländern des 17. Jahrhunderts die leichte bequeme Tracht jenes lebensfrohen Völkchens als Feind der spanischen Tracht, gerade so wie das Volk selbst sich erhob gegen den unerträglichen Druck der spanischen Herrschaft. Die Pluderhose des Landsknechts ist uns ein lebendiger Ausdruck des prahlerischen Hochmuthes jenes phantastischen Gesindels; die sittliche Zerfahrenheit des dreifsigjährigen Krieges spricht deutlich aus den Trachten auf den Stichen Calot's; für den hohlen Prunk ist uns die Allongeperrücke ein Sinnbild, nach welchem wir die ganze Zeit benennen, und für das Absterben der alten Gesellschaft im vorigen Jahrhundert ist uns der greisenhafte Puder das lebendigste Symbol. Mit Händen greifbar ist der Zusammenhang der Tracht mit dem Leben zur Zeit der französischen Revolution; indem man die Republik der römischen Zeit zum Staatsideal erhob, verwarf man zugleich alle Kulturformen des ancien régime und suchte an Stelle des Reifrockes die fliefsenden Gewande antiker römischer Tracht wieder in das Leben einzuführen.

Alle diese Verschiebungen des Kleiderwesens erkennt die

moderne Wissenschaft ohne weiteres als berechtigt an, sie bezeichnet die typische Kleidung einer bestimmten Zeit historisch als «Tracht», für welche sie gewissenhaft alle Gründe blofs legt; aber daneben kämpft man philosophisch, moralisch, und ästhetisch nach wie vor gegen die als unberechtigt angesehenen Erscheinungen des Kleiderwechsels, welche man «Mode» nennt. Der Mode kann man nicht genug Schlimmes nachsagen: sie gilt als der böse Dämon des unberechtigten launischen Wechsels, sie wird beschuldigt das edle Wesen, die «Tracht» verdrängt zu haben, die «Volkstracht», welche sich in unseren traurigen Zeiten nur noch in einzelnen Kreisen des Landvolkes erhält und welche auch dort von dem Teufel der Mode erfafst und vernichtet wird!

Es läfst sich nicht verkennen, dafs mit dem Verschwinden der Volkstrachten manches Gute und Erfreuliche von alter Sitte und malerischem Reiz dahingeht; aber dennoch überschätzt man gemeiniglich hin ihre Bedeutung. Einen wirklichen Werth haben diese Trachten doch nur da, wo sie das natürliche Product der sozialen oder auch der klimatischen Verhältnisse sind. Das Bärenfell des Eskimos, die leichte Joppe und kniefreie Beinbekleidung des Tirolers gehören organisch zu den Eisschollen und den Bergen; aber die grofse Menge der sogenannten Volkstrachten durch ganz Deutschland hin sind rein zufällige Bildungen, sind nichts anderes als verknöcherte Moden, zumeist sogar des achtzehnten Jahrhunderts, Moden, die durch irgend einen Schlofsherrn in irgend ein Thal hineingebracht sind, sich dort verzerrt und nur darum nicht wesentlich geändert haben, weil Niemand gekommen ist, der den Leuten etwas Neues gebracht hätte. Uebrigens irrt man auch, wenn man glaubt, dafs in diesen Trachten unverbrüchlich das Alte festgehalten würde; auch die Landleute haben unter sich ihre Mode, nur bleibt sie im gemeinsamen Typus, sodafs wir Aufsenstehende die Verschiebungen nicht leicht gewahren.

Wir dürfen also das Kleiderwesen der Bauern, das uns etwas weit ab führen würde, ohne Bedenken aus unserer Betrachtung ausscheiden und lediglich in Bezug auf die Kleidung der gebildeten, allen Einflüssen gleichmäfsig zugänglichen Klassen uns die Frage stellen: wie unterscheiden sich Tracht und Mode? Meiner Ueberzeugung nach haben wir es nicht mit

zwei verschiedenartigen Erscheinungen, sondern nur mit verschiedenen Stufen einer und derselben Erscheinung zu thun. Wir sehen in dem, was wir Mode nennen, den scheinbar ungeordneten Wirbeltanz der Hervorbringung des Tages, während wir die Erzeugnisse einer etwas mehr abliegenden Zeit in ihrer Gesammtmasse, ohne Beachtung der Einzelheiten, als Tracht auffassen. Für diese verschiedene Art der Betrachtungsweise ist lediglich der zeitliche oder auch der örtliche Abstand des Beobachters von seinem Object mafsgebend. In dem, was unsere Zeit und unsere Gesellschaft uns entgegenbringen, empfinden wir die geringfügigsten Abweichungen als etwas Bedeutsames; je weiter eine Periode zurückliegt, um desto gröfsere Massen umfafst unser Blick als ein Einheitliches. Ein Herrenhut des vorigen Jahres erscheint uns unmodern, ja geradezu lächerlich in seiner Erscheinung, obgleich seine Höhe, wenn wir nachmessen, kaum einen Daumen breit von der Höhe des heute getragenen abweicht; aber man mufs schon ein sehr geschultes Auge haben, um ein Menschenalter später auch nur das Jahrzehnt zu erkennen, in welches ein solches Kleidungsstück gehört. Ganz mit Unrecht behauptet man, nur unsere Zeit, allenfalls noch das achtzehnte Jahrhundert, kenne die Mode, die sich im raschen Wechsel der Tracht bekunde; haben wir doch aus dem Jahre 1350 das vorn erwähnte Zeugnifs, wie von Jahr zu Jahr die Tracht wechselte; und wem von uns wäre es jetzt bei allem Studium möglich, für die Zeit des Mittelalters auch nur generationenweise genau zu unterscheiden? Bei derartigen Abständen fallen ganze Jahrhunderte in ein einziges Bild zusammen.

Selbst für die Zeit der Renaissance, welche unserem Interesse so viel näher liegt, als das Mittelalter, wird es uns überaus schwer, über die Grenzen des Typus hinaus die einzelnen zeitlichen und räumlichen Abweichungen als etwas Besonderes zu erkennen. Die gewissenhaftesten Historienmaler und Meininger Regisseure glauben schon ein Uebriges zu thun, wenn sie ungefähr das halbe Jahrhundert bei einander halten. Aber wem fiele es ein, bei der Darstellung eines italienischen Festes zu unterscheiden zwischen der gleichzeitigen Tracht von Florenz oder Bologna oder Lucca oder Genua und doch braucht man nur das Trachtenbuch des Vecellio nachzuschlagen, um zu erfahren, dafs

jede Stadt ihre Verschiedenheiten hatte, welche man ihrer Zeit durchaus als Abweichungen spürte, welche unserem Auge aber verschwinden. Genau so ergeht es uns mit orientalischen Trachten, bei welchen wir in unseren Vorstellungen nicht blofs ganze Kasten und Provinzen, sondern ganze Länder durch einander werfen. Hingegen beachten die Engländer, die in dauerndem Zusammenhange mit ihren Kolonien leben, diese Unterschiede sehr viel genauer. Wir alle aber merken vornehmlich, was bei uns und in unseren Tagen sich vollzieht, jede kleinste Nuance der Saison drängt sich uns auf als neue Mode, die für die nächste Anschaffung von Wichtigkeit ist; die Mode ist der grofsgezeichnete und deutlich wahrgenommene Vordergrund des Bildes, in dem man jede Falte, jeden Haken erkennt, während im Hintergrund die Tracht verflossener Zeit in der weiteren Ferne immer kleiner werdend verschwimmt, so dafs dort nur noch die gröfseren Partieen als geschlossene Massen wahrgenommen werden können.

Eine wirklich innere Verschiedenheit im Entstehen und Vergehen von Tracht und Mode ist nicht vorhanden und sobald wir zugeben, dafs die Veränderung der Tracht eine Nothwendigkeit ist, die aus inneren zwingenden Gründen erfolgt, so bleibt uns nichts übrig, als auch die Erscheinung, die wir Mode nennen, anzusehen als eine nothwendige Aeufserung des Zeitgeistes; nur wird es uns viel schwerer, in der Erscheinungen Flucht, die der Tag bringt und wieder verschlingt, das Gesetz der Bewegung zu erkennen. Gelegentlich bedarf es für uns nur eines kurzen Abstandes, um zu einer solchen Erkenntnifs zu gelangen. Wenn jemals ein Kleidungsstück verschrieen wurde als Ausgeburt toller Laune, als ein Unfug unsinniger Mode im Gegensatz zur berechtigten Tracht, so war es die Krinoline bei ihrem Wiedererscheinen in der Mitte des 19. Jahrhunderts: und jetzt, da kaum eine halbe Generation seit ihrem Erlöschen dahin gegangen ist, sind wir vollständig bereit, sie anzuerkennen als den richtigen, also auch berechtigten Ausdruck der hohlen Lüge des dritten Kaiserreichs. In den neuen französischen Romanen erscheint sie bereits als das Symbol der Herrschaft Napoleons III., so gut wie die Allongeperrücke als das Symbol der Herrschaft Ludwigs XIV. Ja nicht nur als berechtigt, sogar als unerläfs-

lich müssen wir diese kleinen Schwankungen ansehen, welche wir als Mode bezeichnen. Wenn sich in der typischen Veränderung der Tracht ein allgemeiner Umschwung der Weltanschauung ausprägen soll, so kann doch diese Umgestaltung in der Tracht nicht schneller vor sich gehen, als die Umgestaltung des Zeitgeistes, den sie darstellt. Nirgends aber in der Natur oder der Gesellschaft vollzieht sich eine solche Umgestaltung mit einem plötzlichen Ruck; selbst die gewaltigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete, wie die der französischen Revolution, werden vorbereitet, und wie der Konvent von 1792 seine Vorgänger hat in dem Bürgersinn und der Naturschwärmerei eines Diderot und Rousseau, so hat die klassische Tracht der Revolution ihre Vorläufer in der Tracht der achtziger Jahre, welche nach der Meinung ihrer Träger Einfachheit und schlichten Bürgersinn bekunden soll. In unserer Vorstellung pflegen nur die scharfen Gegensätze von dem klassisch fliefsenden weifsen Gewand der Königin Louise und dem geblümten Reifrock der hochgepuderten Madame de Pompadour zu haften; aber an der Hand der Modeblätter die aus jenen Jahrzehnten vollständig erhalten sind, können wir den Uebergang Schritt für Schritt verfolgen. Dieser Uebergang äufserte sich in der Betrachtung der Zeitgenossen als Mode und nur als Mode, und eine ganze Zeit lang schwankt die Stimmung zwischen der älteren und der neueren Tracht hin und her, bis sie entschieden der klassischen Richtung zuströmt. Wir können nicht und dürfen nicht erwarten, dafs eine solche Veränderung in vollständig gerader Linie vor sich gehen soll; jede Veränderung in der Gesellschaft wird durchgeführt in einem Kampfe, in welchem das Alte beharren will in seinem vermeintlichen Recht, und das Neue sich die Anerkennung erzwingen mufs. Wir dürfen aber auch nicht entfernt annehmen, dafs alles Neue, was auftritt, lebensfähig ist. Jedes Neue, das hineingeworfen wird in die Gesellschaft, ist der tastende Versuch des Einzelnen oder einer gewissen Gruppe; trifft ein solcher Versuch die allgemeine Stimmung, so wächst er auf wie ein Samenkorn in gutem Boden, trifft er sie nicht, so wird er fortgeweht, und von der ganzen Erscheinung bleibt nichts übrig, als das Schelten der Gegner; das Schelten aber gilt gemeiniglich hin nicht einzelnen, sondern allen

neuen Erscheinungen; es vertritt das Prinzip des Beharrens und ist somit auch ein unabweisbares Glied in der gesammten Entwicklung.

Natürlich vollzieht sich ein solcher Kampf nicht ohne Bitterkeit, nicht ohne Vergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren. Man sieht zerbrechen, was man selbst noch für gesund, wohlanständig und bekömmlich hält und mufs sich auf Kosten seiner Kasse, seiner Bequemlichkeit und seiner Ueberzeugung dem herrschenden Neuen fügen. Und dazu ist es nicht einmal ein glatter Weg mit bewufsten Zielen, sondern ein Hin und Her durch unbebautes Land und Gestrüpp, dann geht es wieder auf den alten Weg zurück, eine Zeit lang geradezu rückwärts und dann plötzlich wieder mit einem Vorstofse links oder rechts heraus. Das ist ganz vergnüglich für junge Beine, die mitlaufen und gelegentlich anführen, aber sehr unbequem für ältere Herren, die ihren Töchterchen mit ihrer Kasse oder gar ihren Beinen zur Seite bleiben sollen. Brauchen wir uns also zu wundern, wenn gelegentlich ein älterer Herr, der gewohnt ist, dafs seine Schüler willig seinen logischen Deductionen folgen, ärgerlich auffährt und sein Donnerwort gegen die unlogischen Springinsfelde schleudert?

Wir brauchen uns aber auch nicht zu wundern, wenn diese Donnerworte ungehört verhallen und wenn es munter im Zickzack weiter geht.

Dafs sich die Tracht wie alles Bestehende allmählich verändern mufs, darüber kann kein Zweifel bestehen, aber Niemand kann anbefehlen, wie sie sich verändern soll, Niemand, auch der Gewaltigste nicht, kann logisch konstruiren, wie die Gewandung des neuen Zeitgeistes aussehen muss. Ein solches Resultat, genau wie jedes sonstige Product der öffentlichen Meinung, wird nur erreicht im Kampfe Aller gegen Alle. In dem ganzen Vorgange liegt etwas Instinctives. Der Mensch will zu allen Zeiten immer wieder etwas Neues! Darüber schilt nun der Weise am allermeisten. Warum nicht bei dem Bestehenden bleiben, wenn man es für gut erkennt? Warum stets etwas Anderes? — Ja warum?

Der gröfste Kenner der weiten Natur in unseren Tagen, Charles Darwin, hat als die Schlufsweisheit seines Lebens einmal ausgesprochen, alle Organismen der lebenden Welt werden durch zwei gewaltige Triebe weiter gestofsen: die Fortpflanzung und

die Veränderung. Wenn man dies in die Sprache einer moralischen Erbauungsschrift übersetzen wollte, so würden die beiden Triebkräfte etwa heifsen «Liebe und Veredelung», in der Sprache eines Pariser Sittenromans «liaisons und mode».

Wenn diesen gewaltigen Naturtrieben das Weib leichter unterliegt, so mag es wohl sein, dafs die weibliche Natur den elementaren Gewalten näher steht, aber trotzdem ist es grundfalsch, wenn man die Frauen als die einzigen Trägerinnen der Mode hinstellt. Nur die scheinbare Gleichmäfsigkeit der Männertracht, welche den demokratischen, ja socialistischen Zug unserer Zeit zur lebendigen Anschauung bringt, konnte zu dieser irrigen Meinung führen. Im Grunde ist unsere Herrentracht ebenso vollständig von Modeschwankungen abhängig als die der Frauen. Wir merken es nur weniger, da die Männer nach jetziger Sitte dieselbe Kleidung zu allen Gelegenheiten des Lebens tragen und infolge dessen mit ein oder zwei Anzügen auskommen, die Jahr für Jahr gewechselt und nach neuer Mode ergänzt werden.

Die einzigen Kleidungsstücke, welche uns bei Männern gelegentlich als unmodern auffallen, sind der Frack und der Chapeau claque, das sind eben die beiden Stücke, die etwas länger vorzuhalten pflegen. Die Mode ist bei den Männern tyrannisch wie bei den Frauen; wenn am Aermel zur Zeit keine Aufschläge getragen werden, so erregt ein Aermel mit Aufschlägen mitleidiges Lächeln; wenn der Ueberrock zur Zeit hoch schliefst, so sehen breite Klappen lächerlich aus u. s. w. Am merkwürdigsten ist es, dafs nicht einmal die Uniform unseres Militärs der Mode Einhalt gebietet. Das von Allerhöchster Stelle nach eingehender Berathung angenommene Modell liegt als eiserne Regel auf der Montirungskammer, jeder Knopf, jede Nath ist reglementsmäfsig festgestellt und trotzdem spielt die Mode mit den Einzelheiten. Wenn man eine Zeit lang die Mützen niedrig getragen hat, so fällt es den tonangebenden Garderegimentern ein, die Mützen anders haben zu wollen als die übrigen. Nun wachsen die Mützen im Gardekasino hoch, alsbald wachsen sie in den andern Kasinos und Kasernen der Residenz, und wenn bald darauf auch die Officiere der Provinzen sie hoch tragen, so findet die Garde es wieder an der Zeit, sie niedrig zu tragen. Ebenso spielt man mit den Knopfreihen, die bald parallel laufen, bald nach unten sich verengen; die Helme sind von hoher Topf-

form zur niedrigen Kappe gesunken, Länge und Kürze der Waffenröcke wechseln, die Beinkleider sind bald am Knie, bald am Knöchel zu eng oder zu weit, das Hervorstehen eines weifsen Striches am Halskragen ist Gegenstand ernsthaftester Verhandlungen und Mafsregeln.

Und nun wollen wir die Frauen schelten!

Es bleibt nichts übrig, als diesen Drang nach dem Wechsel, nach dem Neuen, der sich in der Modebewegung ausspricht, anzuerkennen als eine elementare Macht der menschlichen Natur, die wir wohl beebachten, gelegentlich beeinflussen, aber niemals absperren können.

Trotzdem bleibt im vollen Umfange das Interesse an der Frage bestehen: auf welche Weise sich die Bewegungen in der Mode vollziehen. Wenn wir diese Frage nicht vollständig, sondern nur annähernd beantworten können, so mögen wir uns damit trösten, dafs wir ebenso wenig in der Kunstgeschichte nachweisen können, wer etwa die Gothik oder das Rococo eingeführt habe.

Der einzelne Konstructeur könnte unter Umständen den Spitzbogen erfinden. Aber kann auch der Einzelne darauf einen Kunststil erbauen? Nimmermehr! Der Spitzbogen bestand seit Jahrhunderten, bis seine Zeit kam, die ihn zur Grundlage eines neuen Formenkreises machte.

Und wie kam es, dafs seit den Zeiten des frühen Mittelalters die Kunstformen für das ganze gebildete Europa im wesentlichen die gleichen waren? Immer wieder haben wir nur die allgemeine Antwort, dafs hier die geistige Strömung der Zeit mit ihrem Ideengehalt zum Ausdruck gelangt. Gewisse Mächte in diesem Geistesleben lassen sich wohl erkennen. So sehen wir im Mittelalter den gleichmachenden Einflufs der Kirche, und daneben den Einflufs von Frankreich, das aus seinen römischen Provinzen alte Kulturelemente in sich aufgenommen hatte. In allen Zeiten aber sehen wir, dafs die politische und materielle Macht der einzelnen Nation ihren Einflufs auch in den Fragen der Kunst, der Lebensgewohnheiten und damit auch der Tracht auf das wesentlichste steigert. Die kurze Blüthe des kleinen Burgund im fünfzehnten Jahrhundert genügte, um die Malweise der van Eycks, die Sammtbrokate von Gent und den Kleiderschnitt des Hofes von Brügge über halb Europa zu verbreiten; der selbständige Auf-

schwung Deutschlands in der Reformation brachte auch für das Kleiderwesen Deutschlands die einzige Zeit völliger Unabhängigkeit und selbstbewufster Gestaltung. Wie die spanische Welt-Dynastie die Reformation niederschlug, so führte sie auch die spanische Hose, Mantel und Hut durch ganz Europa ein, bis vor dem Widerstande der Niederländer Macht und Mantel fiel. Handgreiflich wird die Bedeutung der politischen Verhältnisse für die Mode seit dem Eintritt Louis XIV. Macht und Mode gehen auf Frankreich über, die Stellung des französischen Königs wird das Ideal jedes Winkelfürsten, das Schlofs von Versailles wird das Vorbild für den Palastbau, der Kleiderschnitt, die Haartracht des Pariser Hofes die unverbrüchliche Norm für jeden deutschen Herren; der Bürger, der Handwerker ahmen es nach, schliefslich kommt es zu dem Bauer, wo es denn gelegentlich bis heute hängen geblieben ist. Von jener Zeit an macht die gebildete Welt getreulich jede Schwankung mit, die von Paris vorgeschrieben wird, bis zum heutigen Tage.

Für das achtzehnte Jahrhundert scheint sich also die Frage, «wer die Mode macht?» verhältnifsmäfsig einfach zu beantworten. Dafs Frankreich führt, ist nicht zweifelhaft, und innerhalb Frankreichs konnte das stolze l'état c'est moi Ludwigs XIV. gerade in den Bestimmungen des Ceremoniells und des Kleiderwesens am leichtesten zur Geltung kommen. Als der grofse König sich 1655 für die Perrücke entschied, ernannte er an einem Tage 48 Hofperrüquiers und begründete in Paris eine Innung von 200 Meistern. Von jenem Tage an hatte die Gesellschaft von Frankreich und die von Deutschland nicht mehr die Wahl ihres Kopfschmuckes, sondern nur die Qual, die theuren Herrlichkeiten von Paris zu beziehen. Ein anderes noch bestimmteres Trachten-Decret des Königs ist das von 1685, als er den Strafsburgern nach Einverleibung der Stadt anbefahl, sich nicht mehr deutsch, sondern nach französischem Schnitt zu kleiden; merkwürdig ist es, dafs diese ältere Tracht dann in Strafsburg haften blieb, als zur Zeit der Revolution der Schnitt sich in Paris änderte, und da galt dann wieder die Strafsburger Tracht für deutsch, und 1793 erliefs der Konvent den Befehl, dafs die Strafsburger sich französisch zu kleiden hätten, da doch ihre Herzen französisch seien.

Solche Decrete können wohl einmal ihre Bedeutung haben,



wenn Galgen und Guillotine dahinter stehen, für gewöhnlich verhallen sie machtlos und selbst die Willensäufserungen der französischen Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts haben keine so weitreichende Kraft, als man meistens glaubt. Ist doch selbst die Perrücke von Louis XIV. nicht erfunden oder eingeführt, sondern nur bestätigt. Die meisten, ja fast alle Erzählungen von den zufälligen Entstehungen einzelner Moden, anknüpfend an einzelne Personen und Vorkommnisse, sind Fabeln. Die Menschen suchen zu aller Zeit nach dem einzelnen Menschen, der etwas Bestimmtes erfunden oder entdeckt habe, nichts vergnügt sie mehr, als die Schicksalsknäuel bedeutsamer Ereignisse in das Antichambre einer Maitresse zurückzuhaspeln. In der Modegeschichte pflegt zu Gunsten solcher Geschichtchen der Umstand mitzuspielen, dafs man eine neue Art von Kleidungsstücken, die allmählich aufkommt, unter dem Namen einer bekannten Person einführt und dafs diese Person dann als Erfinder gilt, wobei sich eine kleine Anekdote von selbst bildet. Ungefähr so wie der Schlapphut, der seit 1848 in Deutschland bekannt, aber verpönt war, Ende der fünfziger Jahre im Luftstrom der neuen Aera allgemeiner wurde und nun auf einmal «Garibaldi-Hut» hiefs. Garibaldi hatte ihn eben auch getragen. Für manche Perioden giebt es gewisse Namen als Stichworte; so erscheint in den meisten Köpfen Dürer als gleichbedeutend mit «Deutscher Renaissance» und es wird völlig vergessen, dafs gerade in ornamentalen Dingen Dürer kaum je aus der Gothik herausgekommen ist; noch bestimmter wird bei uns alles was Rococo heifst mit dem Namen der Marquise de Pompadour gedeckt, und wenn ein Wissender dazu bemerkt, dafs gerade diese Dame sich am lebhaftesten dem neu auftauchenden klassischen Stile anschlofs, so wird dies einfach nicht geglaubt. Das sind nur einige Beispiele von dem Werthe der Bezeichnungen mit historischen Namen.

Auch die Erfindungen oder die Empfehlungen des mächtigen französischen Hofes hatten nur Kraft, wenn sie der Zeitströmung entsprachen; ein Versuch Louis XVI., auf seinen Hofbällen das Kostüm Henri IV. einzuführen, schlug vollkommen fehl und selbst der blutige Konvent konnte seine offizielle «altrömische» Bürgertracht nicht einführen, sondern mufste zusehen, wie man die Männertracht aus England entlehnte.

Aber wenn wir auch immer wieder auf die Zeitströmung als

Ausflufs der Mode hingewiesen werden, so drängt sich uns doch, je näher wir mit der Betrachtung an die Gegenwart herankommen, immer wieder die Frage auf: Wer macht denn nun eigentlich die Mode? Unser Mitbürger und Freund, der Fabrikant, welcher im Februar seine Muster feststellt, die im September für den Winterbedarf verkauft werden sollen, der Inhaber des grofsen Modemagazins, der im März die Mantillen und Hutmodelle kauft, die im Mai getragen werden sollen, der Redacteur der Modenzeitung, der in jedem Monat fünfzig neue Muster bringt, diese thätigen und einsichtigen Leute, welche mit ihrem ganzen Vermögen von der Richtigkeit ihrer Einkäufe abhängen und sich zum mindesten zweimal in jedem Jahre der Parole vergewissern müssen; alle diese müfsten es doch schliefslich wissen und uns freundschaftlichst die Frage beantworten können: wer macht die Mode? Seit vielen Jahren habe ich alle Personen in Deutschland und im Auslande, von denen ich eine Auskunft über die einschlagenden Verhältnisse erwarten durfte, gewissenhaft befragt, Fabrikanten und Händler, Modedamen und Nationalökonomen, Schneiderinnen und Moralphilosophen — eine zuversichtliche Antwort habe ich aber immer nur von denen bekommen, die nicht ganz, sondern nur halb orientirt waren und sich und mich mit den Namen einiger bekannter Pariser Schneider glaubten abfertigen zu können. So einfach liegt aber diese Frage nicht. Das eine nur ist sicher, dafs für alles, was zur Damenmode gehört, besonders für den Schnitt derselben, nach wie vor Paris mafsgebend ist. Aber eine ganze Stadt oder auch nur eine ganze Schneiderinnung kann nicht als Komité erfinden. Also wer macht es?

Der deutsche Moralprediger behauptet: «Irgend eine Dirne in Paris kommt auf den Einfall, ihren Kleiderschnitt zu wechseln, und nun haben die guten Deutschen nichts Eiligeres zu thun, als dieses schamlose Vorbild nachzuäffen.» Nein, meine Herren Moralisten, ganz so dumm geht es doch nicht zu! Diese vielgenannten Damen sind nur die Aushängeschilder, hinter ihnen stehen als leitende Kräfte zunächst die grofsen Schneiderfirmen von Paris. Diese Schneider und Schneiderinnen sind in der beneidenswerthen Lage, die Geburts- und Geld-Aristokratie der ganzen Welt — und auch die der halben Welt — zu ihren Kunden zu haben. Einer dieser Kleiderkünstler fertigt keine Robe unter 1000 Francs, er selber aber erscheint nur bei der nachgesuchten Audienz,

wenn es sich um Roben von wenigstens 2—3000 Francs handelt, kleinere Aufträge erledigen die Gehilfen. Bei einem solchen Schneider läuft denn auch gelegentlich das Schuldenkonto einer einzelnen Dame bis auf 200 000 Francs.

Ein solcher Schneider hat in seinem Studio die höchste Fülle der erlesensten Stoffe zu unbeschränkter Verfügung, Preis und Arbeitszeit sind Nebensache, er kann zusammenstellen, erfinden, probiren nach Herzenlust, er fühlt sich selbst als Künstler und «kreirt» eine Toilette.

Somit hätten wir also endlich den Genius gefunden, der die Mode schafft? O nein!

Diesem Meister kann es wohl einfallen, an einem schönen Frühjahrstage wieder mit dem Reifrock anzufangen, aber wie bestimmt er denn seine Konkurrenten dazu, nun gleichfalls den Reifrock einzuführen? Jedem dieser leitenden Herren fällt doch zum Wechsel der Saison irgend etwas ein und keineswegs allen dasselbe; worauf es ankommt, ist, dafs eines Tages alle Modemoniteurs verkünden, «nunmehr trägt man wieder den Reifrock», dann erst ist er Mode.

Einen Einfall zu haben ist sehr leicht, ihn als weltbeherrschend durchzuführen ist auch der Mächtigste nicht mächtig genug. Hier tritt wieder der undefinirbare Factor ein, den wir so gerne aus der Betrachtung ausscheiden möchten: die Zeitströmung, die öffentliche Meinung.

Der Pariser Schneider weifs ganz genau, dafs er dieses Factors bedarf, selbst der Gewandteste kann nicht bestimmt wissen, was von seinen Einfällen Anklang finden wird. Er erfindet zur Saison eine Reihe von Modellen, ebenso jeder seiner grofsen Kollegen. Nun gilt es, die Erfindungen vorzuführen. Hierbei leisten die Schauspielerinnen und die Damen der Halbwelt die wichtigsten Dienste; sie sind Mitarbeiterinnen in der Erfindung; da sich ihnen gegenüber das Urtheil ziemlich rücksichtslos ausspricht, ist ihr Verständnifs für Beifall oder Mifsfallen höchlichst geschärft, schliefslich können sie jede Art von Toilette riskiren, den Reiz der Neuheit hat sie jedenfalls, jedenfalls zieht sie die Blicke auf sich — wenn sie gefällt, wenn sie einschlägt, um so besser. Für solche Feuerprobe bedarf es selbst an solchem Brennpunkte des Verkehrs wie Paris, besonders günstiger Dispositionen. Die Champs Elysées, das Bois de Boulogne mit seinen

täglichen Spazierfahrten der eleganten Welt, sind die tägliche Börse, wichtige Schlufstermine sind für die Frühjahrstoiletten die Eröffnung des Salons, die grofsen Rennen, bei welchen keine Dame, die beachtet zu werden wünscht, anders erscheinen würde, als in einer Toilette, welche den Anspruch erhebt, neue Wege zu bahnen.

Von den hier vorgeführten Schaustücken fallen die meisten fruchtlos zu Boden. Da manche der betreffenden Damen die Kleider nicht bezahlen, sondern nur im Auftrage als «lanceuse» vorführen, so begreift man, dafs die grofsen Schneider in solche Versuche ein tüchtiges Anlagekapital stecken und für ihre gelungenen Neuheiten sehr grofse Preife machen müssen. Ob die Neuheit gelungen ist, entscheidet lediglich das Publikum; die Sache gefällt oder sie gefällt nicht.

Eine noch viel wichtigere Versuchsstätte für die Pariser Schneiderei sind die ersten Aufführungen lang erwarteter Stücke berühmter Autoren. Unsere ernsthaften Zeitungsleser lachen oder zürnen, wenn die Pariser Blätter umständlich melden, in welchen Roben Sarah Bernard in der Première von Fedora oder Odette aufgetreten ist. Aber an dem Erfolge dieser Toiletten hängt das Vermögen von Tausenden, ja von den wichtigsten Industriezweigen ganzer Städte und Provinzen; die Franzosen wissen, dafs es eine ernsthafte Angelegenheit ist. Diese Toiletten werden auf das Peinlichste vorbereitet, hier sind die ganz gewagten Versuchsstücke bereits ausgeschlossen, man mufs des Sieges ziemlich gewifs sein, wenn man vor die höchst gespannte Kritik zu treten wagt. Hier entscheidet eine einzelne mit Straufsenfedern besetzte Robe, welche allgemein durchschlägt, den Handel mit dieser Waare für ein bis zwei Jahre, ein Chenillenbesatz, eine neue Spitzengarnitur ruft Dutzende von Fabriken in Frankreich, Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden hervor und von jeder solchen in die Millionen gehenden Fabrikation schöpft Frankreich die Sahne ab, es hat den Vorsprung und damit die Macht, seine Erstlinge zu beliebigen Preisen zu verkaufen.

Man mag ja als Dramaturg bedauern, dafs die Bühne unter diesem Getriebe leidet, aber für die französische Industrie ist der Erfolg von Sarah Bernards Toiletten vollständig ebenso wichtig als für die französische Litteratur der Erfolg von Fedora, und wer einigermafsen die Verhältnisse übersehen kann, begreift sehr

wohl die Entrüstung, die in Paris ausbrach, als die Bernard einmal als Pression gegen ihre mahnenden Pariser Schneider verkündete, drei Wiener Toiletten auf die Bühne führen zu wollen.

Die Bedeutung der Bühne für die Mode ist in Paris besonders gesteigert, seitdem die Hauptstadt keinen Hof, keine Monarchin besitzt, welche bei öffentlichen Festen die neu erfundenen Toiletten durch ihre Annahme sanctioniren könnte. Der Ausfall dieses Factors ist für Paris äufserst empfindlich und man versteht vollständig, warum ein ächtes Boulevardblatt, wie der Figaro, von der Republik nichts wissen will. Auf dem verlassenen Thron der Mode sitzen also einstweilen die Schauspielerinnen; eine Monarchin mufs man haben, entweder Eugenie oder Sara, und vorgeführt mufs die neue siegreiche Toilette werden, entweder im Thronsaal oder bei einer Première.

Wenn eine solche Toilette nun schliefslich von der Gesellschaft als mustergültig angenommen ist, wenn einige leitende Damen sie für sich bestellen und nunmehr viele Wochen hintereinander Alles, was in Paris Mode macht und alle Welt, die nach Paris kommt, diese neue Mustertoilette mit aller Ruhe in dem allabendlich aufgeführten Stücke auf der Bühne betrachtet, so darf die Mode als durchgeführt gelten.

An diesem endgültigen Verdict ist übrigens Paris nicht allein betheiligt. Vom Gesichtspunkte der Mode aus ist Paris die unbestrittene Hauptstadt nicht nur Frankreichs, sondern beider Hemisphären. Kurz, vor Anfang jeder Saison um Ostern und vor Michaelis kommen dort die Modisten der ganzen Welt zusammen, welche in den Ostertagen die Hotels bis unter den Dachboden mit Hutschachteln verbarrikadiren. Noch erheblich früher kommen die Weber, welche die Stoffmuster vorbereiten; sie treffen sich zum Theil in Lyon, bringen auch aus Deutschland, Belgien und der Schweiz ihre Vorschläge mit, jeder giebt seine Meinung, was in diesem Jahre gehen werde und was nicht, bis sich schliefslich eine allgemeine Meinung bildet, welche eine bestimmte Gruppe von Mustern, Blumen oder Streifen oder Palmetten als Nouveauté des Jahres vorschreibt. Da nun alle an allen Orten dasselbe Muster empfehlen, so mufs es schon wunderlich zugehen, wenn das Publikum sich nicht fügen sollte. Aber gelegentlich kommt es doch vor, dafs es rebellirt.

Vor einigen Jahren, als die Sammtindustrie sich sehr zu heben begann, hatte der freiwillige Modekongrefs in Paris und Lyon für die Mäntel grofse Sammetblumen auf Seidengrund in Aussicht genommen, alle Webstühle, auch in Crefeld und Elberfeld, arbeiteten bis zum September in fieberhafter Thätigkeit, die ersten derartigen Mäntel kamen heraus und — das Publikum konnte sich nicht dazu entschliefsen, sondern nahm glatten Plüsch. Aber im Jahre darauf hatte sich das Publikum mit den Sammtblumen, welche die Fabrikanten schon völlig aufgegeben hatten, allmählich befreundet und bis heute sind diese Muster im Flor. Allmächtig also ist auch Paris nicht trotz allen Apparates.

Eine ernstliche Gefahr scheint dem Prestige des Pariser Marktes aus der Einrichtung der Riesenbazare zu erwachsen. Ein solcher Bazar wie der Louvre und der Bon Marché mit seiner Tageseinnahme von gelegentlich einer Million übt einen unerhörten Terrorismus aus. Seine billigen Massenverkäufe kann er nur herstellen durch billige Massenfabrikation nach wenigen Mustern, sein Publikum mufs ihm blind folgen und Monat für Monat das Lager räumen. Der Bazar mit seinen 4000 Kommis hat alle kleineren Geschäfte verschlungen. Aber gerade in diesen kleinen Geschäften, diesen maisons de confiance, in welchen jeder Kunde wohlbekannt war, bildete sich im Austausch der Wünsche und Angebote beim Käufer und Verkäufer die Fühlung für die Bedürfnisse eines weltstädtischen Publikums, hier wurde der Geschmack geläutert und zum feinsten Verständnifs herangefeilt. Die grofse Zahl wohlgeschulter Händler beeinflufste den Fabrikanten und in dieser Wechselwirkung erwuchs die Blume des souveränen Pariser Geschmacks. Alles dieses ist im grofsen Bazar ertödtet oder zum mindesten in das Breite, Massige zerdrückt. Die Macht dieser Bazare geht bis in das soziale und politische Gebiet hinein. In ihrer Hand liegt es, einem einzelnen Fabrikationszweig ungeheuere Aufträge zuzuwenden. Als vor einigen Jahren die Kattundrucker von Mülhausen sich bei ihren Elsasser Freunden in Paris über den Niedergang ihres Geschäftes beschwerten und von dem alten Vaterland Hülfe verlangten, da sprang der Director eines der grofsen Bazare ein und brachte bedruckte Kattune wieder auf den Markt, genaue Wiederholungen der Muster, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts üblich waren, sodafs weitere Versuche

nicht nöthig wurden und mit einem Federzuge für viele Millionen bestellt werden konnte. Natürlich kann auch ein solcher Bazar nicht auf den Markt werfen, was einem der Chefs aus irgend einem Grunde wünschenswerth erscheint; er mufs ebenfalls darauf bedacht sein, Fühlung mit dem allgemeinen Geschmack zu behalten. Jeder dieser Bazars hat einen ganzen Stab bestgeschulter Kräfte, welche die Musterkarte jeder Saison vorbereiten. Bei dem Prinzip des massenhaftesten Umsatzes in kürzester Zeit können auch gerade diese Magazine leichter den Schwankungen der Mode folgen, die von aufsen her an dieselbe herantreten.

Je mehr man sich um die Einzelheiten der Modebewegung kümmert, um desto klarer erkennt man, wie wenig Raum der Laune des Einzelnen und selbst des mächtigsten Chefs eines dieser Ateliers oder Modemagazine gestattet ist. Kein Magazin kann bei dem fortwährenden Drange nach Neuem bestimmte Formen oder Stoffe nach Belieben festhalten. Auf gewissen Gebieten ist die Möglichkeit der Abwechselung so gering, dafs nichts übrig bleibt, als nach kurzer Zeit wieder zu einem aufgegebenen Muster zurückzukehren. So wechselt die Mode schliefslich, um eben zu wechseln. Wenn eine Zeit lang als Kleiderbesätze die Bänder begünstigt waren, so werden sie sicherlich nach einiger Zeit aufhören, dann kommen wieder einmal die Schnüre daran, dann die Spitzen, dann die Guipuren, dann die Chenille, dann die Federn. Der Modist mufs ein Verständnifs dafür haben, wann der Markt von einer bestimmten Richtung übersättigt ist, und wann der Zeitpunkt gekommen ist, um wieder ein anderes Material hervorzusuchen. In manchen Fällen wird hier einfach der Musterkasten umgekehrt und das unten liegende Stück hervorgesucht. Bleibt einem gröfseren Modisten einmal ein tüchtiger Posten eines Stoffes unverkäuflich auf Lager, so läfst er ihn zehn Jahre ruhen und versucht ihn dann als Neuheit einzuführen. Gelingt es ihm, so hat er noch dadurch den Vortheil, alle seine Konkurrenten überrumpelt zu haben, welche mit dieser Waare nicht versehen sind. Auf diese Weise sind die abschattirten Stoffe, die Ombrés vor zwei Jahren mit Hilfe einer beliebten Schauspielerin in einer hervorragenden Rolle lancirt worden. Diese alte, längst vergessene Musterung gefiel, mit einem

Schlage wollte ganz Paris Ombrés. Alle Fabricanten mufsten sich überstürzen, um das Material zu liefern, und nach einem halben Jahr dachte, in Paris wenigstens, kein Mensch mehr daran, die Stücke weiter zu tragen. In der Provinz und in Deutschland hält es sich dann etwas länger.

Gewisse Muster, Streifen, Punkte, Carreaus verschwinden niemals völlig vom Markt, es sind diejenigen Muster, die aus der Technik der Weberei entspringen, daher am sichersten und billigsten herzustellen und für gröbere Waaren unter allen Umständen fortwährend weiter gearbeitet werden. In der höheren Mode tauchen sie in regelmäfsigen Pausen auf und wieder unter. Wenn die Mode eine Zeit lang reiche Muster beliebt hat und in der malerischen Ausstattung der Blumenzweige, ihrer schliefslichen Durchsetzung mit Vögeln, Thieren und Menschen einen gewissen Höhepunkt der Ueppigkeit erreicht hat, so kann man mit Sicherheit annehmen, dafs ein Umschlag erfolgt; dann kommt wieder einmal die Zeit für Streifen und Carreaus unter Umständen mit so barocken Ausartungen, wie die sogenannten Taschentuchkleider, aber die Freude an diesen Mustern dauert selten länger als ein Jahr, dann tritt wieder eine Gruppe von künstlerisch durchgebildeten Mustern an ihre Stelle. Die eigentliche Thorheit der Mode offenbart sich in solchen Fällen am meisten darin, dafs man dies für gemeine Weberei bestimmte Carreaumuster nun auch blindlings in die elegantesten Stoffe in Taffet, Atlas, ja sogar in Sammet überträgt, weil Carreau Mode ist.

Aber mögen wir auch in der Modebewegung Thorheiten in Fülle erkennen, völlig regellos, ein einfaches Spiel der Laune ist sie darum doch nicht. Ganz deutlich läfst sich erkennen, wie zuerst irgend ein Motiv versuchsweise angeschlagen wird; gefällt es, so stürzt sich die ganze Fabrikanten- und Modisten-Welt darauf, und nun wird dieses Motiv gesteigert und gesteigert, bis auf einem gewissen Höhepunkt nichts mehr übrig bleibt, als in das directe Gegentheil überzuschlagen. Vor zwei Jahren befand ich mich in einer grofsen Abendgesellschaft, in welcher die Damen der internationalen haute finance zahlreich vertreten waren. Es war die Zeit, als man in der Anhäufung und Bauschung kostbarer Stoffe den höchsten Grad erreicht hatte. Golddurchwirkte

grofsgemusterte Seide, schwerster Sammet, mit Stickereien versehen, thürmten sich um die Körper auf, jede neu in den Salon tretende Erscheinung wurde bewundernd angestaunt ob der stolzen Massen, die sie hereinschleppte. Der Abend war spät vorgerückt, man erwartete noch eine Dame, welche in dem Ruf stand, die intimste Fühlung mit dem berühmtesten Atelier von Paris zu unterhalten, und man fragte sich, welche Wundermassen von Brokaten diese wohl in den Salon führen würde. Sie trat ein in einem kurzen weifsen Kleide, wie ein Konfirmandenmädchen, und wir fühlten alle ganz genau, dafs hier nicht eine persönliche Kaprice, sondern in einer Art von gesetzmäfsiger Weise eine neue Mode einsetzte, da auf dem alten Gebiet ein Uebertrumpfen nicht mehr möglich war.

Eine ganze Reihe von Modeeinzelheiten, welche als Laune verschrieen werden, sind nichts als Konsequenzen eines einmal angeschlagenen Tones. Wenn das Oberkleid der Damen den Schnitt des Fracks bekommt, so tritt die Weste, der Stehkragen hinzu, die Fächerkette, welche bis dahin getragen wurde, verschwindet, die Handschuhe werden von schwedischem Leder gemacht und lang wie Reithandschuhe, mit dem hochstehenden Kragen steigt die Frisur in die Höhe — kurz, ein solcher Anzug hat seine Regel in sich. In dem Verständnifs dieses Zusammenhanges besteht das eigentliche Geheimnifs wirklicher Eleganz, welche nicht bedingt ist von der Kostbarkeit der Stoffe, sondern in allererster Linie von der einheitlichen Durchbildung des Grundgedankens der Toilette. Natürlich steht der Schnitt der Toilette im engsten Zusammenhang mit den Körperanschwellungen, welche die Mode gelegentlich beliebt. Ein solches willkürliches Verändern der menschlichen Proportionen, auf welche der Moralprediger begreiflicher Weise am meisten schilt, ist aber keineswegs ein Product der neuesten Zeit oder nur des Schneiders. Zu allen Zeiten hat selbst die hohe bildende Kunst ihre Schönheitsideale willkürlich in den Proportionen verschoben. Selbst die Griechen betonen in den verschiedenen Perioden ihrer Kunst gelegentlich die Dicke des Kopfes, dann wieder die Länge der Beine; die Gothik reifst vollends die menschliche Gestalt aus ihren Proportionen, und sie hat sogar eine Zeit, in welcher sie den weiblichen Körper mit möglichst weit heraustretendem Unterleib als Schönheits-

ideal bildet. Wenn nun einmal der Schnitt der Kleider derartige unnatürliche Anschwellungen an bestimmten Stellen will, und eine Dame diesen Schnitt für ihre Toilette wählt, so bleibt ihr nichts übrig, als durch Aufbauschungen dem Gewandstück den beabsichtigten Linienflufs zu geben. Eine Toilette, deren Theile nicht so gebunden, zusammengeschnürt und aufgebauscht sind, wie der Grundgedanke der Toilette es erfordert, wirkt trotz aller Kostbarkeit der Stoffe wie ein Bündel, und das ist es, was die Franzosen an der Kleidung der deutschen Damen als fagoté bezeichnen. Gerade in diesem Punkte glänzt das Geschick der Pariserin, welche aber auch solchen Werth auf diese letzte Konsequenz der Erscheinung legt, dafs sie es nicht verschmäht, vor einer grofsen Gesellschaft in vollstem Staat bei ihrem Schneider vorzufahren, damit dieser noch einen letzten prüfenden Blick auf alle Einzelheiten und ihren Zusammenhang werfe. Aber derselbe Geist des Geschmacks befähigt auch die kleine Handarbeiterin, ihr Tüchelchen über dem glatten schwarzen Kleide so zierlich zu knüpfen, die wenigen Seidenbänder so gefällig um den Strohhut zu schlingen, dafs auch sie in ihrer Art ein abgerundetes zierliches Bild einer Frauenerscheinung abgiebt. Ob dieser Geschmack dem Franzosen angeboren ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, jedenfalls aber mufs er anerzogen werden, und zwar anerzogen durch die Arbeit von Generationen. Nur auf dem Boden der alten Kultur erwächst eine solche Blüthe; sie gewaltsam irgendwo anders hin übertragen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit, ihre Entwickelung in unserer Heimath anzustreben, ist eine Nothwendigkeit.

Wenn nun einmal die Mode in Paris geschaffen ist, so sorgt ein vollständig ausgebildetes Getriebe für ihre schleunige Verbreitung. Der Konflux der Modisten aller Welt wartet nur darauf, Befehle zu erhalten, um eiligst mit den erworbenen Schätzen nach Hause zu fliegen. Man bezahlt jeden Preis für ein neues Modell, jeden Preis für den Vorsprung von acht bis vierzehn Tagen; 2000 Francs, 3000 Frcs. sind ganz gewöhnliche Sätze für ein Kleid, welches der Schneider in Berlin, Brüssel, Madrid oder New-York nicht verkauft, sondern das er nur zum Vorbild nimmt, um danach unter Umständen Toiletten zum Preise von 2 bis 300 Mark anzufertigen. Was er bezahlt und bezahlen

mufs, ist die Erfindung und die Sicherheit, dafs er ein Muster hat, welches dem Weltgeschmack entspricht.

Am unweigerlichsten folgt Amerika im Norden und Süden dem Tagesbefehl von Paris, die Depeschen verkünden jede neue Schattirung, welche auf den Boulevards aufkommt, sofort über den Ocean und weiter bis in den fernsten Westen. Paul Lindau, der ein sehr sicherer Gewährsmann ist, erzählt in seinen Reisebriefen von der Northern Pacific-Bahn, wie er mit immer erneutem Erstaunen in den Blockhäusern mitten in der Einöde die Damen in der höchsten Eleganz der Pariser Toiletten gefunden habe. Unsere ausgebildete Fachlitteratur der Modezeitungen thut noch ein Uebriges, die neuesten Regeln des Geschmacks bis in die kleinsten Städte und Dörfer allwöchentlich frisch zu verbreiten.

Man hat sich oft genug gefragt, wie es denn nun aber möglich sei, dafs eine derart ausgegebene Regel mit so unverbrüchlichem Gehorsam befolgt werde. Selbst der alte Doctor Hartmannus, welcher es so bequem hat, den leibhaftigen Teufel als Anstifter alles Unheils beschuldigen zu können, gesteht zum Schlufs, dafs hier ein morbus animi complicatus vorliege, und in Wahrheit steht die Beantwortung dieser Frage mehr dem Psychologen als dem Kulturhistoriker zu. Das eigentlich Treibende ist die gesellschaftliche Eitelkeit. Man will etwas Neues haben, man will sich auszeichnen, hervorstechen vor den andern. Dies zu erreichen, scheint leicht genug, ein einziges besonders kostbares oder fremdartiges Stück würde diese Wirkung hervorbringen; aber der Hoffahrtskitzel ist ein viel feinerer: nicht nur etwas Neues will man haben, sondern dasjenige Neue, das die anderen gezwungenerweise nachher auch tragen müssen. Man will zeigen, dafs man zur Elitekompagnie des Geschmacks gehört, welche den Ton angiebt, welche früher als die gewöhnliche Menge spürt und weifs, was da kommen wird. Jeder und Jede beeilt sich also, so schnell als nur irgend möglich Witterung zu bekommen von dem neuesten Tagesbefehl und damit seine Zusammengehörigkeit mit den beneideten Klassen der Gesellschaft zu bekunden. Sobald die neue Form in die grofse Masse des Volkes übergeht, ist es für diejenigen, die an der Spitze marschiren, die höchste Zeit, sich nach Neuem umzuschauen. Mir hat einmal eine Dame allen Ernstes gesagt: wenn ein Stück Mode ist, kann man es nicht mehr tragen.

Diese ganze Erscheinung ist nun keineswegs ein Spiel unserer Tage, sie ist das eigentliche und letzte Geheimnifs aller Modebewegung, und nicht blos auf dem Gebiete der Trachten; neu ist nur für uns die übergrofse Schnelligkeit, mit welcher die Bewegung sich jetzt vollzieht. Hier macht sich die Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen geltend; die Mode ist nicht das einzige Gebiet, auf welchem das Tempo der Bewegung sich verzehnfacht hat.

Und was kann nun der Einzelne thun gegen eine solche herrschende Sitte? Verzweifelt wenig! Es erscheint so verständig, so naturgemäfs, wenn ein Moralprediger oder ein Aesthetiker fordert, dafs der Einzelne sich doch nicht richten möchte nach dem Modebefehl von Paris, sondern lieber seinen eigenen Geschmack zu Rathe ziehen, sich eine Kleidung wählen möge, die seinem Körper, seinen Lebensverhältnissen und seinen Gewohnheiten wohl angemessen sei. Es werden ja auch dahingehende Versuche gemacht. In England hat man in den letzten Jahren solche Toiletten hergestellt, die man halb entschuldigend als «high art» bezeichnete, die aber über gewisse künstlerisch angehauchte Kreise kaum hinausgingen. Hier und da unternimmt es auch bei uns die Frau eines Künstlers, deren Kopf- und Haarbildung an die Bilder der alten Niederländer erinnert, sich in ein Kostüm à la Rubens zu stecken, eine andere versucht es, den klassischen Schnitt ihres Profils, die schönen Linien ihres Nackens durch eine Kleidung zur Geltung zu bringen, welche sich dem Schnitt altgriechischer Gewandung anschliefst; aber alles das sind doch nur Versuche, die man sich gelegentlich als eine prickelnde Abwechselung in einem Salon gefallen läfst, die aber niemand duldet, sobald sie sich in die Oeffentlichkeit des Strafsenlebens hineindrängen. Ist das nun eine schnöde Unduldsamkeit? Ich möchte es bestreiten. Was würden wir dazu sagen, wenn ein protestantischer Prediger erklärte, so mit dem Gedanken Luthers verwachsen zu sein, dafs er nunmehr auch lediglich in den Sprachformen des 16. Jahrhunderts reden könnte? Warum soll denn eine Frau mehr Recht haben, wenn sie erklärt, nur in der Tracht eines altdeutschen Gretchens ihren Gefühlen für Wohlanständigkeit den richtigen Ausdruck geben zu können? Die Gesellschaft, welche sich einem gewissen Zwang unterwirft, betrachtet es nicht als ein Zeichen

des Geschmacks, sondern als ein Zeichen hochmüthiger Absonderung, wenn der einzelne etwas Besonderes vorstellen will. Einer Dame, welche jetzt den von der Mode beliebten Rembrandt-Hut viel bewundert spazieren führt, würde vor zehn Jahren der Zielpunkt des höchsten Spottes gewesen sein, wenn sie ihn aus eigener Machtvollkommenheit auf ihren Kopf gesetzt hätte.

Wie zwingend für unserer aller Anschauung der Zeitgeschmack ist, zeigt nichts deutlicher, als die Behandlung alter Kostüme auf Maskenfesten. Selbst auf der Bühne entschliefsen sich die Frauen und die Männer niemals, die volle Konsequenz eines älteren Kostüms zu ziehen. Sie machen die eingehendsten Studien nach alten Bildern, lassen sich eigens die Stoffe weben und färben, aber wenn dann auch die Aermel und der ungefähre Taillenschnitt der Königin Elisabeth als völlig echt erscheinen, so wagt es keine Dame, den Rock vorn in schwere Längsfalten zu legen, wenn man, wie heutzutage, gewohnt ist, ihn glatt zu spannen. Und so guckt durch alle Vermummungen für den Kundigen ganz erkennbar die Tracht der jeweiligen Zeit hervor als deutlichster Beweis, dafs die jeweilige Tracht oder Mode schliefslich doch nicht etwas Beliebiges, sondern eben der Ausdruck des allgemeinen Bewufstseins ist. Daher erklärt es sich auch, dafs ein Künstler, er mag noch so reich sein an schöpferischer Kraft, kaum jemals befähigt ist, mit seinem persönlichen Geschmack fördernd in die Mode einzugreifen. In den meisten Fällen bekommt die erste beste Banquiersfrau, welche sich von dem Instinct der Zeit tragen läfst, eine Toilette eleganter und besser zustande, als der gefeierte Professor der Akademie, der nach bleibenden Kunstprinzipien sucht und die Toilette seiner Damen verdirbt, wenn er sich um dieselbe kümmert.

Die Eigenart des Einzelnen ist trotz alledem durch die Mode ebenso wenig beschränkt, als die eigenartige Ausdrucksweise eines Schriftstellers durch die feststehenden Sprachformen seiner Zeit. Jeder Frau bleibt immer noch die Aufgabe, das herrschende Material für ihre persönlichen Ansprüche zurecht zu legen und abzustimmen, und jede Toilette, die einfachste und die kostbarste wird erst dann zu einem wahren Kunstwerk, wenn sie mit der Eigenart der Trägerin harmonisch zusammenwirkt. Verlangen doch die grofsen Schneider von Paris, dafs ihre Klientinnen sich lange in ihren Ateliers aufhalten, damit sie

dieselben studiren, das Geheimnifs ihrer Person errathen, welches in der Schöpfung der neuen Toilette zum körperlichen Ausdruck gelangen soll. Der Genius des Jahrhunderts regt seine Schwingen! Innerhalb der hier bezeichneten Grenzen wird natürlich der Künstler besonders berufen sein, zu rathen und zu helfen, in den grofsen Städten pflegen die beliebten Portraitmaler und die fashionablen Schneider in Beziehungen zu treten, welche der Schneider nicht anstehen wird, als Seelenfreundschaft zu bezeichnen.

Wichtiger als das Verhältnifs des Einzelnen zur herrschenden Mode ist das Verhältnifs der verschiedenen Nationen zur Bestimmung des Modegeschmacks. Im Wesentlichen beruhigt man sich dabei, dafs Frankreich oder vielmehr Paris die Herrschaft führt. Von einer bestimmten Stelle aus, heifst es, müsse ja doch das Getriebe geregelt werden; dort in Paris sei nun einmal alles dafür eingerichtet, der Geschmack sei dort am höchsten entwickelt und nun wisse man doch allseitig und ohne weiteres, woran man sich zu halten habe. Am meisten zufrieden mit dieser Organisation sind die Fabrikanten von Kleiderstoffen auch aufserhalb Frankreichs. Es ist ihnen zwar lästig, von den gar zu schnellen Modeschwankungen abhängig zu sein, aber dafür giebt ihnen der Zusammenhang mit dem Pariser Centrum die Sicherheit, dafs jeder Waare nach dort gebilligtem Muster ohne weiteres der Weltmarkt offen steht, während sonst jeder Fabrikant für jedes Muster kämpfend eintreten müfste.

Der Seiden- und Sammtweber von Crefeld und Elberfeld ist übrigens keineswegs nur Arbeiter nach Pariser Vorschrift, sondern er fängt an, seine Muster selbständig zu entwerfen, aber er hat dabei den Pariser Markt im Auge, nimmt seine Proben vor der Saison dorthin und mufs zusehen, ob er denselben in dem Modekanon der Saison einen Platz erobern kann. Im übrigen fügt er sich dem, was sich als internationaler Schlachtplan ergiebt, hat auch zumeist feste Zeichner und Agenten in Paris.

Da es sich nicht bestreiten läfst, dafs die Mode endgültige Befehle erhalten mufs und da unsere ganze Fabrikation auf den Weltmarkt angewiesen ist, so sind die gewissen Vortheile, welche die jetzige Organisation gewährt, gar nicht zu verkennen.

Trotz alledem hilft uns kein kaufmännisches Bedenken über das bittere Gefühl hinweg, dafs Deutschland, in Politik, Kunst

und Wissenschaft frei und grofs, abhängig sein soll in seinem Kleiderwesen von den Launen der fremden Hauptstadt.

Dieser Verdrufs über die Herrschaft fremder Sitten in Deutschland ist alt genug.

Die Klage schallt wieder, bald in dem keifenden Tone der Kanzelredner, bald in tiefempfundenen Worten deutscher Männer, die es versuchen, sich aufzulehnen gegen das fremde Joch. Im Philander von Sittewald ruft Moscherosch († 1669): «Kum hierher! Solstu ein Teutscher sein? Deine ganze Gestalt giebt uns viel ein Anders zu erkennen. Denn sobald kann nicht eine wälsche närrische Gattung aufkommen, dafs ihr ungerathene Nachkömmlinge nicht sobald diese müfst nachäffen und fast alle viertel Jahr ändern.» Und Logau († 1655), der Mann echtester vaterländischer Gesinnung, ruft schmerzbewegt:

«Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei!
Solls denn sein, dafs Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freier Deutscher, schäm' Dich doch dieser schnöden Kriecherei!»

Am heftigsten entbrannte dieser Zorn gegen «wälschen Tand» zur Zeit der Freiheitskriege. Man stellte es als selbstverständliche Forderung des Patriotismus hin, sich von der Narrethei der französischen Mode frei zu machen, man schwärmte von einer altdeutschen Gewandung, die deutschen Frauenvereine unterstützten 1814 die Schöpfung eines «deutschen Feierkleides für Frauen und Jungfrauen» und die deutsche Burschenschaft, die erste Trägerin der deutschen Einheitsidee, welche auf der Wartburg feierlich Perrücke und Schnürbrust verbrannte, hat es ja wirklich eine zeitlang zu einer Art von besonderer deutscher Tracht gebracht, deren letzten Ausklängen wir noch jetzt bei studentischen Aufzügen begegnen.

Es ist ganz charakteristisch, dafs auch während des französischen Krieges 1870—71 dieselben Bestrebungen lebendig wurden, unterstützt durch die fast ein Jahr dauernde Lahmlegung von Paris. Jetzt schien der Zeitpunkt endgültiger Lossagung von der französischen Mode gekommen; man verfügte zunächst für jüngere Damen eine Art altdeutscher Tracht, das Gretchenkleid, das allerdings schon vorher von Frau Lucca und Genossinnen in Gounods Margarethe getragen war, das aber beim Einzuge 1871

für die Ehrenjungfrauen amtlich wurde und bis heute in einigen für Altdeutschthum besonders angeregten Kreisen den Grundton für die Frauentracht abgiebt und allerlei Gretchengürtel, Gretchentäschchen u. s. w. gezüchtet hat.

Ganz ernsthafte Männer und Frauen hielten es für möglich, diesem Tasten nach einer eigenthümlich deutschen Tracht eine bindende Form zu geben, theils durch freie Vereinigung, theils durch Unterstützung des Kaiserhauses, dessen hohe Frauen nach dem Gesuche dieser Kreise vorangehen und die jeweilige deutsche Mode angeben sollten. An hoher Stelle sah man vollständig ein, wie phantastisch ein solches Unterfangen sei. Aber trotzdem taucht auch in den ruhigsten Köpfen immer wieder der Gedanke auf, dafs es doch möglich sein müsse, durch Verabredung mit gewissem moralischen Zwang eine eigene deutsche und damit eine vernunftgemäfse Tracht zu erzwingen.

Dieser Gedanke, dafs Deutschland sich in seiner Tracht absondern müsse von den benachbarten Völkern, ist von allen Plänen, welche deutscher Patriotismus ersinnen kann, der bodenloseste. Selbst in früheren Jahrhunderten ging ein gemeinsamer Zug durch das Trachtenwesen aller Kulturvölker Europas, und nun gar jetzt bei der engen Fühlung, bei der telegraphischen Schnelle der Verbindung, bei der internationalen Gestaltung des Weltmarktes, bei der absoluten Nothwendigkeit, für unsere Waaren den Absatz in fremden Ländern zu finden! Diese Phantastereien der Nationaltracht sind nicht einmal in den halbkultivirten slavischen Ländern durchzuführen, in welchen man gelegentlich das Gefühl der nationalen Bedeutung durch allerhöchste Begünstigung der bäuerlichen Nationaltrachten zu stärken sucht. Man erzählt, dafs Prinz Otto von Bayern bei einem Hoffeste, das er als König von Griechenland gab, der einzige war, der in dem griechischen Faltenröckchen herumlief, während alle die Ypsilantis u. s. w. sich tadelloser Fracks befleifsigten. Auch der russische Hof kommt mit seiner Begünstigung der altrussischen Tracht nicht aus dem amtlichen Fahrwasser heraus. Man kann natürlich vorschreiben, in was für Roben die Hofgesellschaft bei irgend einer kaiserlichen Hochzeit oder Taufe erscheinen mufs, aber man hat damit auch noch nicht eine russische Dame ihrem Pariser Schneider abwendig gemacht.

Von allen derartigen Vorschriften, gleichviel ob ein Hof

oder ein Konvent sie giebt, ist nichts, durchaus nichts zu erwarten. Wenn wir in unserer Abhängigkeit von Frankreich, die ich ebenso wie nur irgend jemand als drückend und kränkend empfinde, eine Aenderung erwarten dürfen, so dürfen wir sie nur erwarten aus einer Aenderung der allgemeinen Weltlage, aus dem allgemeinen Wachsen der Einsicht, Kunstfähigkeit und Betriebsamkeit Deutschlands im Verhältnifs zu seinen Nachbarländern.

In allen Perioden alter und neuer Geschichte sehen wir, dafs mit der politischen Herrschaft auch die soziale Herrschaft verbunden war, dafs mit der Zeit höchster politischer Macht auch die Führung in der Kunst im Kulturleben und damit auch im Trachtenwesen zusammenfällt. Die Führerschaft Frankreichs im vorigen Jahrhundert begann mit der politischen Niederwerfung der Nachbarländer und gipfelte in der Möglichkeit, den Pariser Perrückenschnitt für Europa zu verordnen. So lange der monarchische Absolutismus Frankreichs das Vorbild europäischer Regentenweisheit blieb, so lange blieb auch die Mode des französischen Hofes unangefochten. Sobald man an der Monarchie zu rütteln begann, sobald man anfing, freiheitliche Regierungsformen als eine Nothwendigkeit zu empfinden, lehnte sich das Bewufstsein auch auf gegen den Kleiderschnitt des ancien régime und die suchenden Blicke wandten sich nach dem Lande, das bereits freiheitliche, konstitutionelle Formen hatte — nach England.

Nichts ist lehrreicher, als den Eintritt der englischen Moden in Frankreich zu beobachten. Die französische Gesellschaft rang nach einem neuen Ausdruck für ihre neuen Ideen. Aber ebensowenig wie in der Sprache oder in der Kunst etwas absolut Neues erfunden werden kann, ebensowenig kann dies im Trachtenwesen geschehen. Das Wort, die Linie, das Gewand, welches man wählt, soll doch bezeichnen, dafs man gewissen Anschauungen huldigt, diese Anschauungen müssen also schon bis zum gewissen Grade vorhanden sein. Man wählt den Ausdruck, wo man ihn bereits am weitesten vorgebildet findet, und so konnte in dem genannten Zeitpunkt England mit seiner Verfassung das Ideal des europäischen Kulturlebens werden. Der landschaftliche englische Garten verdrängt die geschnittenen Hecken von Versailles und an Stelle der gestickten Hofkleider Louis XVI. übernimmt man von England den Reitfrack, Lederhosen, Stiefel und

hohen Hut. Mit dieser Annahme war die Mannestracht geschaffen, welche wir im wesentlichen bis heute führen. Uns wird es schwer, diese trostlos nüchterne Erscheinung als den Ausdruck einer von idealem Freiheitsdrang durchglühten Zeit zu denken, aber genau wie die Revolutionsmänner Frankreichs, empfand auch das junge Deutschland, das für Shakespeare schwärmte, in den Gebirgswässern badete, und den englischen Frack, Stulpstiefel und hohen Hut als Werther-Kostüm siegreich einführte.

Als die Revolution in Frankreich weiter fortschritt, wollte man die ganze Tracht nach dem Vorbilde der römischen Republik zurechtschneiden, aber nur die Frauen gaben nach, die Männer blieben bei dem positiven Ergebnifs des Fracks. Die weitere Gestaltung des Fracks ist das treueste Spiegelbild der modernen Ideen. Der Gedanke der égalité feiert seinen höchsten Sieg in einem Kleidungsstück, das alle Gesellschaftsklassen bei allen festlichen Gelegenheiten zu tragen haben. In den ersten fünfzig Jahren seines Daseins bot er noch die Möglichkeit verschiedener Farben, blanker Knöpfe und die Hebung durch bunte Westen und reiche Jabots. Seitdem ist es immer weiter gegangen in der égalité. Nur noch Schwarz ist erlaubt, die Weste wird verdeckt, mit ihr die dicken Uhrketten und Klunker, das Halstuch schrumpft zu einem Symbol zusammen, die égalité ist so vollständig, dafs in einer Abendgesellschaft der Lohndiener und der vornehme Gast an äufseren Zeichen nicht mehr zu unterscheiden sind. Wenn irgend etwas das unaufhaltsame Vorschreiten sozialistischer Ideen in unserer Zeit verbürgt, so ist es diese Erscheinung des Kleiderwesens.

Frankreich hat sich von dem Siege Englands in der Männertracht nicht zu erholen vermocht, Paris macht kleine Scherze im Gebiet des Sommeranzuges, der Fantasie-Joppe, aber der gesetzte Mann auf den Boulevards richtet sich nach dem Schneider der Regent-street. Auch in der Frauentracht hat England, trotzdem es sich nach Paris richtet, gewisse Selbständigkeiten, die uns eine Engländerin meist weithin erkennbar machen, und vollständig beherrscht England ein gewisses Gebiet: die Reisekleider. Die Französin, welche sonst den Modeton angiebt, reist nicht, sie geht auch nicht zu Fufs; Zweckangemessenheit ist nicht nöthig bei einer Toilette, welche spazieren ge-

fahren oder auf der Causeuse eines Salons ausgespreizt wird. Die Engländerin aber reist und besteigt Berge und erfindet sich daher ihren Redingote, ihren Waterproof, ihr festes Kleid aus Plaidstoff und das knappe wollene Barett, welches durch keinen Regenschirm geschützt zu werden braucht. Den Franzosen bleibt nichts übrig, als diese Elemente zu übernehmen, um damit den Formenkreis für die internationale Mode zu ergänzen. Wir sehen also deutlichst, wie der politische und soziale Einflufs Englands Frankreich gezwungen hat, jenem Lande eine Mitherrschaft auf dem Gebiete des Kleiderwesens einzuräumen. Durch politischen und sozialen Einflufs und nur durch diesen werden auch wir Deutschen im Stande sein, uns des übergreifenden französischen Einflusses in der Mode zu erwehren, jeder Versuch dies Ziel auf anderem Wege, durch einzelne Mafsregeln oder Vorschriften zu erreichen, ist verlorene Mühe.

Es ist ganz bezeichnend, dafs der Widerstand gegen französische Mode am stärksten anschwillt, wenn Deutschland durch militärische Siege sich seiner politischen Kraft bewufst wird. Dies Gefühl der selbständigen Würde ist der richtige Ausgangspunkt für die Kräftigung des nationalen Elementes auch in den kleineren Fragen des Kulturlebens. Aber diese Frucht läfst sich nicht mit Gewalt zur plötzlichen Reife bringen. Merkwürdig genug ist, dafs die einzige erfolgreiche Koncurrenz, welche die französische Mode im vorigen Jahrhundert in Deutschland erfuhr, ausging von dem einzigen Factor, welcher Frankreich Widerstand leistete, von der Armee Friedrichs des Grofsen. In dieser Armee ist der Zopf entstanden, der siegreich gegen den Haarbeutel kämpfte, als dann die Monarchie des grofsen Königs unter dem Ansturm der Revolution zusammenbrach, da verdrängte das freie Haar und der Tituskopf der französischen Republik den Zopf; als dann kleine deutsche Fürsten, ohne etwas gelernt oder vergessen zu haben, wieder eingesetzt wurden, suchten sie auch den Zopf wieder zu Ehren zu bringen. Aber es kam zur Zeit Friedrichs des Grofsen nicht nur der Zopf, sondern auch der Rock des Militärs zur Geltung, die bürgerliche Tracht in Deutschland ist stark von demselben beeinflufst, der Reitermantel hat sich lange erhalten, auch die Reiterstiefel waren vorhanden, ehe Frankreich den englischen Stulpstiefel übernahm. Das preufsische Militär ist auch in unserer Zeit etwas selbstän-

diger als der Civilist und erfindet sich gelegentlich auf eigene Faust ungeheuerliche Hosenschnitte, eng in den Knieen und unten weit gespreizt. Diese Hosen wandeln dann mit Hülfe des Reservelieutenants auch wohl in den Salon. Allzu grofs ist diese Abschlagzahlung auf das Konto einer nationalen Mode nicht, besonders nicht, wenn man bedenkt, welche Fortschritte die nationale Entwickelung auf anderen Gebieten des Kulturlebens gemacht hat.

Wir haben von der Mode bisher immer nur innerhalb des Trachtenwesens gesprochen, so weit der «à la mode Kleider-Teufel» herrscht, aber eigentlich umfafst die fortwährende Schiebung des Geschmacks alle Gebiete menschlicher Kunstfertigkeit, und noch vor zwanzig Jahren hätten wir alles hier Gesagte über die Herrschaft Frankreichs auf das ganze Reich der Hauseinrichtung ausdehnen können. Auf diesem Gebiete ist nun aber eine durchgreifende Aenderung eingetreten, die ganz und voll in der Erweckung des nationalen Bewufstseins wurzelt. Deutschland hat im engen Zusammenhang mit Oesterreich für sein Haus und dessen Einrichtung Formen gefunden, welche den Rahmen der gesammten Kunstbewegung Europas nicht verlassen, welche aber in diesem Rahmen etwas durchaus Eigenartiges geben. Die übliche Bezeichnung «Deutsche Renaissance» drückt ungefähr das Ziel dieser Formenbewegung aus. Man hat angeknüpft an die eigenthümliche Umbildung, welche die Renaissance zur Reformationszeit in Deutschland erlitt, man bleibt damit in Kunstformen, welche über das Italien des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, über das alte Rom hinweg bis nach Griechenland, der Urstätte aller europäischer Kultur, hinüberreichen, man hat die volle Freiheit der Bewegung innerhalb einer Tradition von zwei Jahrtausenden, aber man modelt alle Formen um nach den besonderen Ansprüchen, welche Klima und Lebensgewohnheiten in Deutschland an die Hauseinrichtung stellen. Die Vorbilder, welche die deutsche Kunst des XVI. Jahrhunderts, die Zeit von Dürer und Holbein, uns geben, sind stark genug, um uns jede Leitung des Auslandes entbehrlich zu machen. In demselben Augenblick, als dieses Bewufstsein in den Jahren nationaler Erhebung zum Durchbruch kam, war auf diesen Gebieten die Selbständigkeit deutschen Kunstlebens gerettet, die Herrschaft Frankreichs, welche bis dahin unser Haus ebenso gefühlt hatte wie unsere

Kleidung, war und ist durchaus beseitigt. Hiermit ist nicht nur das unendlich wichtige Gebiet der Möbeltischlerei frei gemacht, sondern auch alle zugehörigen Gewerbe, die Bronzearbeit für Beleuchtungskörper, die Möbelstoffe, Decken und Teppiche, der Leinendamast, die Tapeten in Stoff und Papier, Stubenmalerei und Tapezierarbeit. Hineingezogen sind die Prunkgeräthe und das Tafelgeräth in Silber, Porzellan, Glas, Messing (cuivre poli), die Eisenarbeiten für Treppe und Garten, Druck- und Buch-Ausstattung u. s. w. u. s. w. Ja selbst in das Gebiet der Kleiderausstattung hat diese Richtung einige Vorstöfse gemacht und zunächst den Frauenschmuck in Gold und Silber nach selbständigen an altdeutsche Formen anlehnende Muster umgestaltet.

Die sämmtlichen hiervon berührten Gewerbszweige — und sie umfassen mehr als die Hälfte unsers ganzen Gewerbebetriebes — waren bis zum Eintritt der neuen Bewegung in der Gefolgschaft Frankreichs, die am meisten lohnenden Aufträge wandten sich auch von Deutschland aus zumeist nach Paris und das sonstige Ausland kaufte von Deutschland, wo man nur Nachahmungen fand, auch nur dann, wenn die Arbeiten billiger d. h. mit geringerem Nutzen hergestellt wurden als in Frankreich. Dieses Verhältnifs verschiebt sich jetzt von Jahr zu Jahr mehr zu Gunsten Deutschlands und man kann aufser der moralischen Bedeutung auch die national-ökonomische Wichtigkeit dieser Bewegung nicht hoch genug anschlagen.

Haben wir nach diesem Siege, welcher in der Arbeit von kaum zwei Jahrzehnten errungen wurde, nicht begründete Aussicht auch auf dem Gebiete des Trachtenwesens, in der Kleidermode, den berechtigten Einflufs Deutschlands zu erringen? Ein Feigling, wer an einem Siege verzweifeln möchte! Aber die Aussichten, ihn zu erreichen, sind meines Erachtens noch sehr gering.

Mit seiner Hauseinrichtung kann jeder sich behaben, wie es seinen nationalen Gefühlen entspricht, ohne das Urtheil des Nachbars herauszufordern. Hierbei genügt auch eine mäfsige Uebereinstimmung der Formen, um einen nationalen Stil zu begründen, die gelegentlichen Ausstellungen genügen, um den Verlauf der Bewegung zu regeln, die meisten dieser Gegenstände sind auf den Gebrauch eines Menschenlebens eingerichtet und brauchen daher nicht nach festem Tagesbefehl zu marschiren. Hier ist

auch das Nebeneinander möglich. Wer sich einen Salon voll Pariser Boulemöbel stellt, kann sich das Efszimmer altdeutsch in Eichenholz herrichten. Wenn wir hoffen dürfen, dafs die deutsche Hauseinrichtung nicht blos für Deutschland, sondern auch für den Weltmarkt gearbeitet werden soll, so ist dieses Nebeneinander wohl das zunächst zu erhoffende Ziel.

Ganz anders steht es mit der Kleidermode. Mit seinem Gewande ist man dem fortwährenden Urtheil der Umgebung ausgesetzt; die gebildete Gesellschaft, welche den Ton angiebt, hat auf Reisen, in Badeorten, im Gebirge internationale Fühlung, die alljährliche Erneuerung der Toilette, der Wechsel der Saisons in jedem Jahre bedingt eine schnelle einheitliche Entscheidung, die nicht durch gelegentliche Ausstellungen, sondern nur von einem regierendem Centrum aus gegeben werden kann. Aber wo soll die Mode in Deutschland ein Centrum finden, wenn Deutschland selber noch keines hat? Berlin ist im Kulturleben noch kaum die Hauptstadt von Preufsen, Cöln und Frankfurt gehen vielfach ihre eigenen Wege; für die Kunst von Süddeutschland ist München Hauptstadt. Der Weltmacht der französischen Mode gegenüber würde schon eine «Deutsche» Mode schweren Stand haben, und nun gar eine preufsische oder eine bayrische! Ehe nicht Berlin auch moralisch die Hauptstadt Deutschlands ist, ehe nicht hier alle geistigen Strömungen in einem grofsen Brennpunkt zusammentreffen, eher ist an eine herrschende Deutsche Mode nicht zu denken. Einstweilen fehlt von den unerläfslichen Voraussetzungen für Bildung einer Mode noch einfach Alles. Der flotteste Schneidergenius würde bei uns in zwei Jahren die Schwingen seiner Erfindung schlaff zusammensinken sehen, denn erfinden kann der Einzelne nur im engsten Kontakt mit der Gesellschaft, mit einem organisirten Publicum. Wir haben einen Hof voll der herrlichsten historischen Gestalten, aber die Hofgesellschaft bildet einen fest geschlossenen Kreis ohne Fühlung über ihre Grenzen hinaus und daher ohne mafsgebenden Einflufs auf Geschmack und Mode. Der Hof beschränkt sich auf einige Vorschriften von zum Theil starrer Natur; es ist für die Damen, gleichviel welchen Alters oder Wuchses, nicht nur vorgeschrieben, bei den Festen in ausgeschnittenen Kleidern zu erscheinen, sondern selbst die Form des Ausschnittes mit entblöfsten Schultern bleibt unverbrüchlich vorgeschrieben, obgleich die Mode sonst dieses Thema reich

variirt und diese Variationen in einem inneren Zusammenhang mit dem übrigen Schnitt der Toilette stehen. Der Frack ist nur geduldet neben der herrschenden Uniform jeglicher Art. Was soll hier die Mode gewinnen? Die einzige Stelle in Berlin, an der sich die elegante Welt aller Kreise mit Bewufstsein trifft, der Subscriptionsball, fällt an den Schlufs der Saison, die öffentliche Promenade bringt es nur mit Mühe gelegentlich zu einem kleinen Korso; unsere königlichen Theater hatten bis vor einem Jahre noch kein Foyer und haben keine Logen, in denen man sich besucht, kurz, es fehlt aller und jeder Apparat, mit welchem die Mode arbeiten könnte.

Es ist daher auch kaum irgendwo ein Ansatz zu einer selbstständigen Bearbeitung dieses Gebietes zu bemerken. Eine Ausnahme macht nur der niedrige Männerhut, der von der Gesellschaft in Frankreich gar nicht und in England nur auf dem Lande getragen wird, für diesen Hut setzt der Hutmacher-Kongrefs jährlich die deutsche Mode fest. Dann giebt es noch selbständige Arbeit für die weniger in der Form wechselnden Unterkleider, Leibwäsche, Kinderkleider und ähnliche Weifszeugarbeiten. Hierin haben deutsche, besonders berliner Häuser, im Auslande einen bedeutenden Absatz und selbständigen Ruf.

Etwas zweifelhaft erscheint mir die vielfach behauptete Selbständigkeit des Berliner Marktes für Frauen-Mäntel, Mantillen und Jacken, die sogenannte Konfection. Berlin besitzt für diese Waaren Exporthäuser mit grofsem Weltmarkt, aber die Formen müssen nothwendigerweise abhängig sein von den Pariser Ateliers, da sich der Schnitt des Mantels unweigerlich nach dem Schnitt des Kleides richten mufs. Unabhängig hiervon können nur die ganz billigen sackförmigen oder radförmigen Mäntel sein für Klassen, welche auch den Schnitt der Kleider kaum ernstlich wechseln.

Auch die sehr stark entwickelte Berliner Industrie für Rüschen und feine Weifswaaren ist abhängig vom jeweiligen Schnitt von Aermel und Kleiderausschnitt und kann nur in beschränkter Weise selbständig arbeiten.

Im Ganzen beschränkt sich die Berliner Schneiderei darauf, in Paris für jeden Preis die Modelle zu kaufen, welche für die Mode des Jahres die Weltherrschaft verheifsen, und diese Modelle für weite Absatzgebiete in Deutschland und im Auslande zu vereinfachen. Selbst die höhere Berliner Gesellschaft kann die

Pariser Modelle nicht ohne weiteres gebrauchen, für den Massenexport bleibt nur noch ein Schatten einstigen Glanzes. Der Verdienst an dem einzelnen Stücke ist dann auch nur ein sehr geringer, und um ihn überhaupt noch zu erzielen, müssen die Arbeitslöhne auf das knappeste Mafs heruntergedrückt werden.

Sicherlich ist diese Art von Arbeitstheilung zwischen uns und Paris eine wenig erfreuliche. Dort, wo die Mode geschaffen wird, ist das eleganteste Publicum der ganzen Welt, der Geschmack, die Erfindung und beliebige Phantasiepreise, welche die Damen und die Modisten von Europa und Amerika willig zahlen, bei uns ist die Dutzendwaare und spärlicher Gewinn. Von der Erfindung des Schnittes abhängig und gleicherweise in zweite und dritte Reihe gedrängt sind dann die Fabrikanten der Kleiderstoffe, die Posamentiere, die Spitzenweber und die ganze grofse Gefolgschaft.

Die Stärkung des deutschen Einflusses im Gebiet der Mode ist also keineswegs nur eine Forderung des nationalen Stolzes, sondern auch für die nationale Erwerbsfähigkeit eine Frage von eingreifendster Bedeutung.

Dafs man einer solchen Frage nicht beikommen kann durch Moralpredigten gegen den Modeteufel und sein Gebahren ist klar; schliefslich würde, auch wenn Deutschland die Führung hätte, der Teufel sein Spiel weiter treiben, die unerläfsliche Neuerungssucht würde auch bei uns keineswegs nur edle Früchte reifen und die Früchte würden vielleicht weniger nach Feuer, aber vielleicht mehr nach Schwefel und Pferdefufs schmecken. Wir wollen die Moralisten und Patrioten als willkommene Helfer in der Bewegung anerkennen, nur dürfen sie nicht erwarten, dafs sich die Verhältnisse durch fromme Entschliefsungen des Volkes oder durch irgend welche Vorschriften, Zölle oder sonstige Beschränkungen ändern lassen. Wenn eine Aenderung möglich ist, so ist sie es nur dadurch, dafs sich mit der Konzentration aller Kräfte Deutschlands auch seine Geltung im Geistesleben der Nationen zu achtunggebietender und rücksichtheischender Stellung steigert. Wir wollen uns nicht absondern von der gebildeten Welt, aber Deutschland soll seine Stimme voll erschallen lassen im Konzert der Nationen und es soll kein Gebiet für zu gering erachten, als dafs es nicht seine Stellung voll in demselben behauptete.

Das Gebiet des Kleiderwesens, in welchem sich die Selbstschätzung jedes einzelnen Menschen zur äufseren Erscheinung krystallisirt, ist aber keineswegs eines der geringsten, sondern greift mit am tiefsten in das tägliche Leben ein, giebt am handgreiflichsten Kunde davon, wie Logau sagt,

wer Herrscher und wer Diener sei.



Druck von Leonhard Simion, Berlin SW.





